



**CONRAD HINRICH DONNER**

PRIVATBANK SEIT 1798

## **DONNER'sTALK**

**„BILDUNG STATT AUSBILDUNG“**

VORTRAG DES LITERATURCHEFS  
„DIE ZEIT“

**ULRICH GREINER**

ANLÄSSLICH EINER ABENDVERANSTALTUNG IN DER

CONRAD HINRICH DONNER BANK AG

AM DONNERSTAG, DEM 22. MAI 2003

Sehr geehrter Herr Greiner,  
sehr verehrte Gäste,

im Namen der Conrad Hinrich Donner Bank möchte ich Sie ganz herzlich in unserem Hause willkommen heißen. Mit dem DONNER'sTALK haben wir im letzten Jahr eine Veranstaltungsreihe begonnen, die zwischenzeitlich viel Zuspruch gefunden hat. Sie setzt sich mit kulturellen, politischen oder auch Fragen von allgemeinem Interesse auseinander. Insbesondere freue ich mich darüber, dass einige von Ihnen wiederholt an unserem DONNER'sTALK teilnehmen.

Unser heutiges Thema beschäftigt uns alle, sozusagen das Bildungsbürgertum von Flensburg bis Garmisch – und das nicht erst seit gestern. Hatte man schon immer ein ungutes Gefühl wie es um unser Bildungssystem bestellt sein könnte, so brachte die PISA-Studie die Defizite in unserem Land nun objektiv zu Tage. Aber was nutzt das Beklagen von Missständen – neue oder auch alte Konzepte müssen her, um den Zustand zu verbessern – und zwar rasch. Wir dürfen keine Zeit verlieren, denn das Problem ist nicht in Monaten zu beheben, sondern nur in Jahren, wenn nicht sogar in Generationen.

Ich freue mich sehr, dass es uns gelungen ist, zur Beleuchtung dieses komplexen und vielschichtigen Gegenstandes unserer Betrachtung Herrn Ulrich Greiner zu gewinnen. Einige wenige biographische Highlights genügen, um Ihnen Herrn Greiner als Kenner und Fachmann der Materie vorzustellen:

- abgeschlossenes Studium der Germanistik und Politikwissenschaften,
- zehn Jahre lang Feuilletonredakteur der FAZ,
- dann 1980 der Wechsel zur ZEIT,
- hier von 1986 bis 1995 Feuilletonchef, und
- seit 1998 Literaturchef,
- daneben: 1984 Bucerius-Fellow in Harvard, Gastprofessor in Essen und St. Louis, Autor von zahlreichen Büchern und eine Sammlung vieler Kritiken und Essays.

„Bildung statt Ausbildung“ – schon seit Jahren sind Sie, sehr geehrter Herr Greiner, ein Verfechter dieser These. Sie kämpfen mit der Feder oder auch an Abenden wie diesen persönlich für die Achtung und Beachtung insbesondere humanistischer Elemente in der Erziehung der heranwachsenden Generationen. Damit lehnen Sie sich auf gegen eine Reduktion des menschlichen Geistes auf die reine Suche nach technischer Optimierung und wirtschaftlicher Effizienz – ohne historischen Unterbau, der ein sprachliches wie moralisches Weltverständnis lehrt.

Gerade die 90er Jahre haben mit dem Einzug der New Economy und den ihnen bekannten Auswirkungen in der Tat traditionelle Maßstäbe und Wertvorstellungen komplett verschoben. Heute wissen wir, dass nur derjenige, der komplexe Sachverhalte auch richtig einordnen kann und vernetzt denkt, langfristig Erfolg haben wird. Ganzheitliches Denken ist sinnvoll, führt es doch zu einem sehr viel höheren Erkenntnisniveau.

Erlauben Sie mir an dieser Stelle einen Einschub in eigener Sache: Dieses Prinzip ist auch uns als Bank nicht fremd – im Gegenteil wir nutzen und fördern es, um im Rahmen einer wirklich umfassenden Betreuung unserer Kunden in allen Vermögens- und Finanzfragen bessere Ergebnisse für den Einzelnen zu erzielen.

Doch zurück zu Ihnen, lieber Herr Greiner, zu Ihren Ansichten und Anregungen zu unserem Bildungssystem. Wir sind nun alle sehr gespannt und freuen uns auf einen inhalts- wie aufschlussreichen Vortrag.

Wolfgang Hellwege

Sehr verehrte Gäste,  
das Bildungsthema hat wieder mal Konjunktur. Warum eigentlich? Nur wegen PISA? Jetzt investiert die Berliner Regierung Geld in die Ganztagschule, als wäre das die Rettung. Dabei gibt es Länder, die eine lange Erfahrung mit der Ganztagschule haben und trotzdem bei PISA schlecht abgeschnitten haben, Frankreich etwa. Berlin gibt also Geld, obwohl es mehr als pleite ist. Ich weiß nicht, sicherlich wissen Sie das, wie man das Adjektiv „pleite“ steigert.

Ich glaube aber, wenn wir sonst keine Sorgen hätten, dann würden uns auch die betrüblichen Ergebnisse der PISA-Studie nicht sonderlich betrüben. Vielleicht ist es so: Das Bildungsthema hat zumeist dann Konjunktur, wenn die Konjunktur schlecht ist.

Das war schon 1964 so, als Georg Picht mit seiner Streitschrift über die „deutsche Bildungskatastrophe“ Furore machte. Damals herrschte keine Arbeitslosigkeit, im Gegenteil, es herrschte ein großer Mangel an Arbeitskräften, vor allem ein Mangel an technischem und wissenschaftlichem Nachwuchs. Es gibt nicht viele Beispiele dafür, dass ein einziges Buch solche politischen Folgen hatte. Wir alle kennen sie: Damals wurde massiv in das Bildungssystem investiert, es wurden massenhaft neue Schulen und Universitäten gebaut, die Zahl der Lehrkräfte, der Abiturienten und der Studenten vervielfachte sich. Zugleich entstand ein heftiger ideologischer Streit, der sich vor allem an der Gesamtschule entzündete.

Ich will all das nicht rekapitulieren, sondern nur auf einen seltsamen Punkt hinweisen: Picht hatte damals mit Recht sagen können, wir hätten zu wenig Schulen, zu wenig Universitäten und zu viele Schüler. Er konnte nicht wissen, dass sich das Verhältnis rund 40 Jahre später umgekehrt haben würde: Heute haben wir zu wenig Schüler, und es werden immer weniger. An die Stelle der Bildungskatastrophe ist die demographische Katastrophe getreten – und Picht heißt heute PISA.

Ich möchte aber heute Abend nicht über die Alterspyramide sprechen, sondern ich will Ihnen ein paar Gedanken zum Thema Bildung unterbreiten. Ich sehe nämlich, dass die so genannte PISA-Debatte eine wahre Kakophonie unterschiedlichster Forderungen hervorgerufen hat, die sich aber alle auf einen Nenner bringen lassen: Die Schule soll effizienter werden, und sie soll den Schülern lebensnahe und berufstaugliche Fertigkeiten beibringen.

Dies jedoch hat in meinen Augen etwas mit Ausbildung zu tun, nicht aber mit Bildung. Denn der Begriff Bildung

umfasst den ganzen Menschen in all seinen Fähigkeiten und Eigenschaften, also auch denen des Charakters, der Moral, des selbstverantwortlichen Handelns. Bildung erschöpft sich keineswegs im Wissen und in der Beherrschung von Techniken, dies umso weniger, als wir ja alle wissen, wie schnell solches Wissen veraltet.

Bildung ist, so behaupte ich, ohne Selbstkenntnis nicht zu haben. Wir müssen aber, um sagen zu können, wer wir sind, angeben können, woher wir kommen. Wir sind immer auch die, die wir gewesen und geworden sind. Dieses Gesetz gilt für jede Gesellschaft, jeden Staat, so wie es für jeden Einzelnen von uns gilt. „Je suis mon passé“, sagte der Schriftsteller und Philosoph Jean-Paul Sartre, „Ich bin meine Vergangenheit“. Anders gesagt: Wir wissen nichts, wenn wir nichts von unserer Geschichte wissen.

Friedrich Schiller war einer, der diesem Gedanken immer wieder Ausdruck gegeben hat. Er hielt vor ziemlich genau 214 Jahren seine akademische Antrittsrede – am 26. Mai 1789 in Jena. Er hatte dort eine übrigens nicht bezahlte Professur für Geschichte. Der Titel seiner berühmten gewordenen Rede lautet: „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“ Darin zeigt er seinen künftigen Studenten, wie wir alle auf den Schultern unserer Vorfahren stehen. Schiller sagt: „Selbst in den alltäglichen Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unsrer Kultur bei, wie die entlegensten Weltteile zu unserm Luxus.“

Aus dieser Tatsache leitet Schiller nicht allein die Notwendigkeit ab, die Geschichte zu kennen, deren vorläufiges Endprodukt wir sind, sondern auch die Verpflichtung, unseren Nachkommen diese Kenntnis zu überliefern. Er sagt nämlich: „Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden Sie (damit meint er seine Studenten, aber uns alle), aus der Geschichte erst werden Sie lernen, einen Wert auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsre Dankbarkeit rauben. Und welcher unter Ihnen könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne dass sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muss in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die

Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.“

Unser fliehendes Dasein zu befestigen – das ist ein schönes Bild für unsere tägliche Not: die Not der Beschleunigung. Mancher von Ihnen mag finden, dass Beschleunigung ihre Vorteile habe. Zweifellos. Ein Auto mit starker Beschleunigung ist sicherlich besser als ein langsames, denn beim Überholen kommt es eben darauf an. Man kann sich allerdings fragen, weshalb man eigentlich überholen muss. Der Zug von Hamburg nach Frankfurt benötigte früher fünf Stunden, jetzt dreieinhalb. Das ist sicherlich ein Gewinn. Man kann sich allerdings fragen, worin dieser Gewinn besteht. Die Antwort scheint einfach: Der Gewinn ist ein Zeitgewinn. Das Seltsame ist bloß, dass Zeit an sich abstrakt ist. Was mache ich mit gewonnener Zeit?

Gewonnene Zeit, das zeigt die Erfahrung, ist niemals freie Zeit. Derjenige, der von A nach B gerast ist und dadurch eine Stunde gewonnen hat, verwendet diese Stunde nicht, um sich der Muße hinzugeben, sonst hätte er auch langsamer fahren und die Fahrt genießen können, sondern er verwendet sie dafür, um von B rasch nach C zu fahren. Zeitgewinn bedeutet also zugleich Zeitvernichtung, denn die gewonnene Zeit wird benutzt, um etwas anderes oder mehrere Dinge gleichzeitig zu tun. Das Ziel ist die Gleichzeitigkeit funktionaler Handlungen. Wir fahren mit dem Zug, wir essen im Speisewagen, wir telefonieren und wir arbeiten am Laptop. Das kommt uns ganz selbstverständlich vor. Historisch gesehen ist es revolutionär.

Der Philosoph Hermann Lübke spricht in diesem Zusammenhang von „großräumigen Prozessen kommunikativer Verdichtung“, und er sagt: „Die Menge der Beziehungen zwischen den Elementen eines Systems wächst in einem quadratischen Verhältnis zur Menge dieser Elemente.“ Mit anderen Worten: Die Beschleunigung und Verdichtung unserer Tätigkeiten erzeugt eine wachsende Menge von Dokumenten und Daten, sie führt zu einer gigantischen Menge von Akten, Publikationen und Büchern. In seinem Aufsatz „Über die Bibliothek der Zukunft“ schreibt mein Kollege Dieter E. Zimmer, seit Beginn des vergangenen Jahrhunderts verdoppelt sich der schriftliche Output in den Naturwissenschaften alle zehn Jahre, und er schließt daraus: „Selbst die üppigste bemessene Bibliothek wäre dieser Masse nicht gewachsen, wenn alles auf gebundenem oder geleimtem Papier

stünde. Irgendwann ließe es sich nicht mehr bezahlen und aufstellen. Zudem ließe sich in diesem Informationsmassiv nichts mehr auffinden. Die Wissenschaft würde an ihrer eigenen Produktivität ersticken.“

Zimmers Hoffnung richtet sich auf die Digitalisierung der Bibliotheken, auf die Erschließung des gewaltigen Wissensbestandes durch Rechenzentren. Seine Hoffnung ist nicht unbegründet: Wer eine moderne Bibliothek benutzt, der erlebt, welche segensreiche Erleichterung der Computer bewirken kann. Zugleich aber speichert der Computer nicht nur Daten, sondern er selber produziert neue Daten. Wenn Sie zum Spaß das Stichwort Bildung bei Google eingeben, dann finden Sie 1,9 Millionen Adressen; das ist fast so schlecht wie keine einzige Adresse.

„Überhaupt hat der Fortschritt das an sich“, sagt Johann Nestroy, „dass er viel größer ausschaut, als er wirklich ist.“ Wir können auch sagen: Jeder Fortschritt erzeugt etwas Neues, und durch das Neue veraltet etwas anderes. Je schneller also ständig Neues entsteht, um so schneller wächst die Menge des Veralteten. „Der Fortschritt“, sagt Hermann Lübke, „ist eine vergangenheits-erzeugende Kraft. Zur Neuerungsrate verhält sich die Alterungsrate genau komplementär. Mit dem Tempo der Änderung unserer Lebensverhältnisse verfremden sich unsere Herkunftswelten.“

Wenn wir von jemandem sagen, er sei gebildet, dann ist doch mindestens damit gemeint, dass der Gebildete seine Herkunftswelt kennt, dass er also historisches Bewusstsein und historische Kenntnis hat. Damit hat es eine doppelte Bewandnis:

Erstens kann historisches Bewusstsein nicht frei sein von der Mühe und oft auch dem Schmerz der Erinnerung. Zweitens sind historisches Bewusstsein, historische Kenntnis um so notwendiger und zugleich um so schwieriger zu erlangen, je mehr Geschichte sich hinter uns auftut.

Zum ersten: Der Mensch neigt dazu, das Unangenehme zu vergessen. An das Schöne denken wir gern zurück, und gut erinnern wir uns daran, wie erfolgreich wir in einem bestimmten Augenblick gewesen sind. Historisches Bewusstsein aber besteht eben darin, die eigene Geschichte nicht eindimensional, sondern plastisch zu sehen, also auch die Versäumnisse, die Fehlentscheidungen und die Niederlagen.

Einige von Ihnen kennen vielleicht Steven Spielbergs Film „A.I.“. A.I. bedeutet Artificial Intelligence, und damit ist ein Junge gemeint, der ganz so aussieht wie ein wirklicher Mensch, in Wahrheit aber eine Maschine ist. Für

diejenigen unter Ihnen, die den Film nicht gesehen haben, will ich kurz den Hintergrund erzählen. Es gibt da ein Ehepaar, dessen Sohn im Koma liegt. Die verzweifelten Eltern besorgen sich nun den Prototyp einer neuen Generation künstlicher Menschen. Der künstliche Junge gleicht dem wirklichen in jeder Hinsicht, nur ist er hübscher, intelligenter und ungleich folgsamer, zugleich aber wirkt er seltsam flach. Das kommt, weil er noch keine Erinnerung hat. Technisch gesprochen: Auf seiner Festplatte sind noch keine Erfahrungen gespeichert. Mittels eines Schlüsselwortes kann die Frau in dem Jungen die auf Abruf eingebaute Zuneigung auslösen. Das tut sie, und der künstliche Junge liebt sie.

Der Zufall fügt es aber, dass der wirkliche Junge aus dem Koma erwacht und wieder gesund wird. Jetzt ist der künstliche Junge fehl am Platz. Der Vertrag, den das Ehepaar mit dem Lieferanten geschlossen hat, schreibt vor, dass der Replikant bei Nichtgefallen an das Wissenschaftszentrum zurückzugeben ist, wo er dann verschrottet wird. Aber die Frau hat den Replikanten lieb gewonnen, und so setzt sie ihn im Wald aus. Als der Junge merkt, dass die Mutter weg ist, erlebt er seine erste und schmerzliche Erfahrung, und die weitere Geschichte des Films handelt von der Suche nach der verlorenen Mutter. Er sucht nach seiner eigenen Vergangenheit, er wird, obwohl er nur ein Replikant ist, zum wirklichen Menschen, eben durch die Erfahrung des Schmerzes.

Wir können also beobachten, wie Bewusstsein entsteht. Die erste Bedingung von Bewusstsein ist, ein Gedächtnis zu haben. Wer Gedächtnis hat, erinnert seine Geschichte, vielleicht auch eine traurige Geschichte, und nur der, der sie kennt und bekennt, ist ernst zu nehmen und unser Zeitgenosse.

Es geschieht am Abend des ersten Tages, nach der Verwandlung von Nils Holgersson in einen Däumling. Den ganzen Tag über ist Nils auf dem Rücken des weißen Gänserichs mitgeflogen, und er hat vor lauter Staunen über diesen wunderbaren Blick vom Himmel auf die Erde hinab seine Schande ganz vergessen, die Schande, dass er für seine Bosheit gegen den Kobold schwer bestraft worden ist und dass er nicht weiß, wann er sich je wieder unter den Menschen blicken lassen darf. Jetzt aber, da er sich müde und elend fühlt und da sich die Gänse draußen auf dem Eis zum Schlafen niederlegen, kommt die Leitgans Akka von Kebnekajse auf ihn zu und sagt, nachdem sie sich gravitatisch vorgestellt hat: „Du

musst nicht glauben, dass wir unseren Schlafplatz mit jemandem teilen, der nicht sagen will, welcher Familie er entstammt.“ In diesem Augenblick erwacht in Nils Holgersson der Stolz, und obwohl er sich seiner Geschichte schämt, erzählt er, wer er eigentlich ist. Er nimmt also den Schmerz der Erinnerung auf sich, er nimmt die Schuld auf sich – und das ist der Anfang seiner Rückkehr unter die Menschen und seiner Heimkehr zu den Eltern.

Historisches Bewusstsein, historische Kenntnis aber sind um so notwendiger und zugleich um so schwieriger zu erlangen, je mehr Geschichte sich hinter uns auftut. Erinnern wir uns an Schillers Bemerkung: Wir sind die „Schuldner vergangener Jahrhunderte“, und es gehört sich, dass wir „an das kommende Geschlecht die Schuld entrichten, die wir dem vergangenen nicht mehr abtragen können“. Das ist die eine Seite. Und die andere ist, dass es nur so gelingen kann, ich zitiere nochmals Schiller, „unser fliehendes Dasein zu befestigen“. Das klingt sehr anspruchsvoll, aber die Sache wird einfacher, wenn wir die notwendige Unterscheidung zwischen Wissen und Bildung treffen. Wir leben, wie oft gesagt wird, in einer Wissensgesellschaft, was zunächst nur bedeutet, dass die Informationsmenge, die theoretisch gewusst werden kann, unendlich groß ist und ständig wächst. Daher kommt es, dass immer neue Wissensgebiete in die Schule drängen, immer neue Themen und Fertigkeiten Zuwendung verlangen. Nahezu alles, was die beschleunigte Informationsgesellschaft um- und antreibt, ob Computer oder Mode, Umwelt oder Globalisierung, Internet oder Fernsehen, erhebt Anspruch auf Berücksichtigung in Lehre und Forschung. Was Schüler heute kennen und können sollen, ist, verglichen etwa mit den friedlichen Sechzigern, geradezu monströs.

Ich glaube, hier werden Wissen und Bildung miteinander verwechselt, und das ist der größte Mangel der gegenwärtigen, durch die Ergebnisse der PISA-Studie entfalteten Bildungsdebatte. Natürlich müssen Schüler rechnen, schreiben und lesen können, das bezweifelt ja niemand, das gehört zu den Voraussetzungen. Und natürlich muss man darüber nachdenken, wie es gelingen kann, die wachsenden sozialen Unterschiede durch kluge Förderung auszugleichen. Zugleich bin ich davon überzeugt, dass die PISA-Debatte ziemlich schief geführt wird, und zwar so schief, dass sie inzwischen, anders als der berühmte Turm, umgekippt ist, umgekippt in die Forderung nach verschärfter Leistung und Wissensvermittlung. Dabei ist es vollkommen ausgeschlossen, dass die Schule auch nur einen nennenswerten Bruchteil des tatsächlich möglichen Wissens vermitteln kann. Das hat

sie nie gekonnt, und das ist auch nicht ihre Aufgabe. Es ist ebenfalls nicht ihre Aufgabe, den Schülern Kulturtechniken wie den Umgang mit Computer und Internet beizubringen. Es gehört ja auch nicht zur Aufgabe der Schule, den Schülern das Autofahren beizubringen.

Derzeit aber wird so getan, als wäre die Schule in der Hauptsache dazu da, den Erfordernissen des Arbeitsmarktes gerecht zu werden und berufsnahe Fertigkeiten auszubilden. Die Wirtschaftsverbände haben das Wissen als Ressource entdeckt und fordern hoch qualifiziertes und hoch motiviertes Menschenmaterial. Aus ihrer Sicht ist das vollkommen verständlich, aber ich denke, es wäre ein Fehler, wenn sich die Schule dem unterwerfen wollte, weil niemand die Konjunkturen des Marktes vorhersagen kann. Es ist zum Beispiel absehbar, dass wir in Kürze einen deutlichen Lehrermangel verkraften müssen, in manchen Fächern ist er schon jetzt sichtbar. Dabei hatten sich Generationen von Studenten längst daran gewöhnt, das Lehrerstudium als brotlose Kunst anzusehen. Auf längere Sicht aber werden wir einen noch schlimmeren Schülermangel erleben.

Der Modernisierungsdruck, dem die Schule ausgesetzt ist, kommt vor allem aus einem ökonomischen Verwertungsinteresse. Dieses Interesse ist legitim, zumal wir alle von der wirtschaftlichen Prosperität abhängen. Die Dominanz dieses Interesses aber führt dazu, dass die Schule als ein Dienstleistungsunternehmen betrachtet wird, das aus seiner etatistischen Tradition heraus in ein wirtschafts- und marktförmiges Denken überführt werden soll. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn es nicht völlig frei von irgendeiner Bildungsidee wäre. Die einzige Vorstellung, die ich dahinter erkennen kann, ist der Wunsch nach Funktionalität, nach Brauchbarkeit, nach Leistung. Erlauben Sie mir in diesem Zusammenhang, an die Katastrophe von Erfurt zu erinnern. Sie liegt nun mehr als ein Jahr zurück, aber sie steckt uns wohl allen noch in den Knochen.

Warum diese schreckliche, diese beispiellose Tat? Ich glaube nicht, dass man sie erklären kann, so wie man eine Wirkung physikalisch aus einer Ursache erklärt. Aber wir wissen, dass die Tat ein Rachezug war. Der Anlass: Zum zweiten Mal war Robert Steinhäuser nicht zum Abitur zugelassen worden. Dieser Anlass, und darauf will ich hinaus, kann nur in einer Gesellschaft Bedeutung haben, die geistige oder gar religiöse Werte für gering erachtet und nichts anderes kennt als Erfolg und Leistung und Karriere. Wenn aber der Mensch ausschließlich dadurch definiert ist, dass er Arbeit hat oder

Geld oder die Zulassung zum Abitur, dann ist er ohne Arbeit oder ohne Geld oder ohne Abitur das schiere Nichts, dann gibt es keinen Sinn mehr außerhalb. Wer sich aber für ein Nichts halten muss, für den ist es nicht schwer, andere ins Nichts zu befördern.

Deshalb müssen wir darauf bestehen, dass es neben und über der materiellen Macht von Geld und Karriere noch andere Mächte gibt: auf der privaten Seite Tugenden wie Liebe und Treue und Anstand, die ökonomisch gesehen ziemlich unnützlich sind; und auf der öffentlichen Seite die Werte der kulturellen Tradition. Sie zeigen uns, dass wir nicht allein sind, sie zeigen uns in den großen Erzählungen der Menschheit, was unsere Vorfahren erlitten und erkannt haben.

Es gibt also einen guten Grund, in der Schule auch das scheinbar Unnütze zu erlernen und am scheinbar Unpraktischen wesentliche Erfahrungen zu machen. Für nicht wenige übrigens ist die Schule dafür die letzte Chance, denn nachher im Berufsleben gibt es oft nichts anderes als das Gebot unmittelbarer Effizienz. Deshalb sollte die Schule auch ein Raum sein, wo der Mensch, der Schüler in all seinen Fähigkeiten angesprochen, also nicht als Humankapital betrachtet wird, das optimal für die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes zugerichtet wird und dadurch seinen Marktwert erhält. Der Marktwert aber kann unmöglich das Kriterium für Bildung sein. Der gebildete Mensch ist zweifellos jemand, der zwischen Schön und Hässlich, zwischen Gut und Böse unterscheiden kann, der einigermaßen deutliche Vorstellungen von einem richtigen, verantwortlichen Leben hat. Voraussetzung dafür ist etwas wie Selbstbewusstsein, Selbstkenntnis. Sich selber kann man nur kennen, wie ich am Anfang gesagt habe, wenn man annähernd weiß, wer man ist, und das wiederum heißt, dass es gelingen muss (wieder zitiere ich Schiller), unser fliehendes Dasein an der unvergänglichen Kette der Überlieferung zu befestigen.

Das Medium dieser Überlieferung ist die Historiographie, und die umfasst nicht allein die großen wissenschaftlichen Werke, sondern auch die Mythen, die Märchen, die Dramen und die Epen. Der Schriftsteller Ludwig Harig hat einmal gesagt: Nur der erzählende Mensch ist ein Mensch. Und nur der erzählte Mensch ist ein Mensch. Die Literatur – und auf andere Weise die Malerei, auf wieder andere die Musik – die Literatur ist die Geschichte des erzählenden und des erzählten Menschen.

Andra moi enepe mousa ..., so beginnt die Odyssee, eine der ältesten und folgenreichsten Mythen der

Menschheit. Erzähle mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes, der so weit geirrt, nach des heiligen Troja Zerstörung.

Ik gihorta dat seggen..., man hat mir erzählt ... – so beginnt das Hildebrandslied, das erste Dokument der deutschen Literatur.

Uns ist in alten maeren wonders vil geseit / von heleden lobebaeren, von grozer arebeit. Das ist der Anfang des Nibelungenliedes: In alten Geschichten wird uns Wunderbares erzählt, von rühmenswürdigen Helden und von großer Mühsal.

In einem bei Jena gelegenen Dorfe erzählte mir der Gastwirt... So beginnt Kleist seine berühmte „Anekdote aus dem letzten preußischen Krieg“.

Ich könnte Ihnen Dutzende solcher Anfänge vorführen, die alle nur das Eine zeigen und beweisen: Dass die Literatur sich fortpflanzt von Bericht zu Bericht, dass jeder Erzähler sich auf einen anderen Erzähler beruft und selber ein Glied wird in der unvergänglichen Kette der Überlieferung. Denn der Erzähler verkörpert, was Vladimir Nabokovs Roman im Titel trägt: „Erinnerung sprich!“ Ist die Kette der Überlieferung, die Schiller meint, wirklich unvergänglich? Das ist eine Hoffnung, aber keine Gewissheit. Sie kennen diesen Satz:

Jemand musste Josef K. verleumdet haben, denn ohne dass er etwas Böses getan hätte, wurde er eines Morgens verhaftet.

Das ist der Anfang von Kafkas Roman „Der Prozess“, und dieser Anfang ist zugleich der Anfang totalitärer Systeme, die den Menschen seiner Erinnerung berauben und zum Objekt der Verfügung machen. Bei Kafka gibt es keinen Erzähler mehr, keinen Erzähler, der sich auf einen anderen Erzähler beruft, es gibt nur den anonymen Vorgang, der sich im schalltoten Raum abspielt.

Was bei Kafka eine existenzielle Dimension hat, wird bei George Orwell politisch. Winston Smith, der Held seines Romans „1984“, ist Angestellter im so genannten Wahrheitsministerium. Seine Aufgabe besteht darin, Zeitungsberichte umzuschreiben, also rückwirkend zu verfälschen. Seine Freundin Julia ist jünger als er, sie ist unter dem Regime des Großen Bruders aufgewachsen, sie hat keine historische Kenntnis mehr. Eines Tages sagt er zu ihr: „Ist dir klar, dass die Vergangenheit tatsächlich ausgelöscht worden ist? Alle Dokumente sind entweder vernichtet oder gefälscht worden, jedes Buch hat man umgeschrieben, jede Gemälde neu gemalt, jedes Denkmal, jede Straße und jedes Gebäude umbenannt, jedes

Datum geändert. Die Historie hat aufgehört, zu existieren. Es gibt nur eine endlose Gegenwart, in der die Partei immer recht hat.“ Später schließen sich Winston und Julia einer Geheimorganisation an, die den Großen Bruder entmachten will. Bei ihrem ersten konspirativen Treffen stoßen sie auf das Gelingen der Revolte an:

Er füllte die Gläser. „Worauf sollen wir trinken?“ fragte er, „auf den Untergang der Gedankenpolizei? Auf den Tod des Großen Bruders? Auf die Menschlichkeit? Auf die Zukunft?“ – „Auf die Vergangenheit“, sagte Winston, „die Vergangenheit ist wichtiger.“

Weshalb ist die Vergangenheit wichtiger? Wer keine Vergangenheit hat, der hat auch keine Zukunft. Und zuweilen kann man den Eindruck gewinnen, als bräuchten wir den Zwang des Großen Bruders gar nicht, als würden wir freiwillig darauf verzichten, unsere eigene Geschichte zu kennen und die Tradition zu sichern, manchmal sieht es wirklich so aus, als wäre uns das „reiche Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit“, von dem Schiller spricht, so ziemlich egal. Längst ist es nicht mehr selbstverständlich, dass die großen Werke der deutschen Literatur gelesen und gekannt werden. Goethe und Kleist, Hölderlin und Rilke werden zu Namen, die keiner mehr kennt. Längst ist uns zum Beispiel die Bibel so fern gerückt, dass wir ganze Epochen der Kunstgeschichte nicht mehr verstehen, die Bilder und ihre Bedeutung nicht mehr lesen können. Dasselbe gilt für die großen Werke der Antike. Von Sophokles ist uns der Ödipus-Komplex erhalten geblieben, und Hermes ist eine Handtaschenfirma. Kürzlich sollte ein etwa 14 Jahre altes Mädchen einen literarischen Text vorlesen, und sie sprach von den „preußischen Dschankern“. Ich verstand sie nicht. Meinte sie Junkies? Nein, gemeint waren die preußischen Junker.

Einige von Ihnen denken jetzt wahrscheinlich: Da beschwert sich mal wieder einer über Verfall und Niedergang. Ich weiß nicht, ob ich mich beschwere. Ich wüsste auch gar nicht, bei wem ich mich beschweren sollte, denn die Schule lebt ja nicht im luftleeren Raum, sie reagiert auf die Gesellschaft, für die sie schließlich da ist. Unsere Gesellschaft aber scheint so sehr mit ihrer glanzvollen Gegenwart beschäftigt, dass sie keine Zeit mehr hat, sich zu erinnern. Sie scheint des Glaubens, je länger etwas zurückliege, um so weniger sei es von Bedeutung.

Es gehört zu den großen Irrtümern unserer Zeit, dass wir geneigt sind, Maßstäbe der Technik und der Wirtschaft auf alle anderen Sphären auszudehnen. Demnach wäre die traditionelle Bildung veraltet, so wie der Vergasermo-

tor oder das Drehscheibentelefon veraltet sind. In geistigen Dingen aber gibt es kein Veralten. Es gibt nur das Vergessen. So wie der Balkan gewissermaßen vergessen worden war. Plötzlich erinnerte man sich an den grandiosen Roman „Die Brücke über die Drina“ von Ivo Andrić. Man las ihn und sah, dass man ihn schon längst hätte lesen sollen, weil da alles schon gesagt war, man sah, dass Ivo Andrić die jugoslawische Katastrophe vorausgesehen hatte.

Derzeit wird viel von Europa geredet, aber wenn Europa mehr bedeuten soll als nur der Euro, wird man nach dem fragen müssen, was alle Europäer miteinander verbindet. Die Antwort ist nicht schwer, und hier folge ich dem Latinisten Manfred Fuhrmann, der in mehreren glanzvollen Büchern auf die simple Tatsache aufmerksam macht, dass Europa aus zwei Wurzeln stammt: aus der Antike und aus der jüdisch-christlichen Religion.

Fuhrmanns jüngstes Buch trägt den lapidaren Titel „Bildung“, und dort finden wir auch eine Definition dessen, was Fuhrmann unter Bildung versteht: „Bildung ist eine Form des Bewahrens, wie die Religion oder die Moral, das heißt, sie hat neben anderem den Zweck, Tradition zu sichern.“ Damit, so fährt Fuhrmann fort, sind zugleich bestimmte Inhalte gemeint, nämlich die christlichen und die humanistischen. Wer so argumentiere, sagt Fuhrmann, mache sich unbeliebt und gelte als dünkelhaft, die moderne Bildungsdiskussion jedoch sei in der Regel inhaltsleer und abstrakt.

Mir scheint, dass Fuhrmann recht hat, und wahrscheinlich fällt es Ihnen leichter, ihm zuzustimmen, wenn wir die Unterscheidung zwischen christlicher Religion und christlicher Kultur beachten. Der persönliche Glaube an Gott ist eine Sache für sich und irgendwelchen Beweisgängen nicht zugänglich. Die Tatsache jedoch, dass wir die Erben einer christlichen Kultur sind, bedarf keines Beweises, sie ist evident.

Lassen Sie mich zum Schluss kommen: Der Begriff Bildung ist in meinen Augen nicht sinnvoll denkbar ohne eine damit verbundene Bildungsidee. Die letzte große Bildungsidee war die des Humanismus und dann, umgesetzt von Wilhelm von Humboldt, die des Neuhumanismus. Es ist sehr die Frage, ob es ratsam ist, eine gute alte Idee wegzuworfen, bevor man eine neue hat.

Man spricht gelegentlich in der pädagogischen Diskussion von Orientierungswissen und meint damit die Reduktion von Komplexität zugunsten des Erlernens grundlegender sozialer und kultureller Techniken. Deshalb hat die humanistische Bildung noch immer ihre Bedeutung –

gerade indem sie am scheinbar unnützen, bloß historischen Gegenstand fundamentale Formen des sprachlichen und moralischen Weltverständnisses lehrt. Und die überlieferten Formen dieses Weltverständnisses liegen noch immer in der Antike begründet: Damals zum Beispiel ist zum ersten Mal über das Tragische und das Komische nachgedacht worden, und die großen Gestalten wie Ödipus oder Elektra, Antigone oder Medea oder Kassandra haben die Weltliteratur bis auf den heutigen Tag befördert und herausgefordert.

Ich glaube deshalb, dass es noch immer sinnvoll ist, Gymnasien zu haben, an denen Latein und Griechisch unterrichtet wird. Ich weiß aber, das ich damit zu einer Minderheit zähle. Nun ist allerdings, wie Sie wohl zugeben werden, die Zahl der Anhänger einer Idee noch nie ein Argument für oder gegen die Qualität dieser Idee gewesen. Sie alle kennen vermutlich die Sendung „Wer wird Millionär?“ Der Publikumsjoker, den die Kandidaten von Fall zu Fall in Anwendung bringen, ist riskant: Manchmal hat das Publikum recht, manchmal nicht, und besonders bei schwierigen Fragen hat es sehr oft nicht recht. Das Thema Bildung aber ist wohl eher eine schwierige Frage.

Natürlich muss die Schule auf eine veränderte Welt reagieren – aber doch nicht so, dass sie sich dieser Welt umstandslos anpasst. Bildung ist immer auch der Gegenpol zum aktuellen Getriebe, sie muss es sein, heute mehr denn je. Denn die berühmte „invisible hand“, von der Adam Smith gesprochen hat, die unsichtbare Hand des Marktes, sie regelt wohl alles in allem unser Wirtschaftssystem am besten, aber Fragen der Moral und der Kultur kann sie nicht regeln. Im Gegenteil: Unser Wirtschaftssystem, dessen Prinzip die ständige Innovation ist, kann auf Dauer nur funktionieren, wenn es in der Kultur ein beharrendes Gegenüber findet. Die tätige Aneignung und also Bewahrung dieser Kultur: das ist Bildung.

Bildung hat folglich auch die Aufgabe, der Beschleunigung das Verweilen und die Muße entgegenzusetzen; die Zukunftseuphorie mit der Erinnerung zu konfrontieren; der Erforschung des Neuen die Besinnung auf das Überlieferte gegenüberzustellen. Es ist nämlich so: Wenn überlieferte Muster der Deutung und Identifikation nicht mehr gekannt werden, ist ein jeder auf sich allein gestellt, dann ist ein jeder seines Glückes Schmied, im trostlosesten Sinn der Redewendung.